



WORAUF KÖNNEN WIR BAUEN?

FAZ-Redakteur Niklas Maak anlässlich der Verleihung des Niedersächsischen Staatspreises für Architektur



Niklas Maak
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Seit einiger Zeit ist es in Mode gekommen, Architektur und Bauen voneinander zu trennen. Die diesjährige Architekturbiennale in Venedig steht unter dem Motto „Architecture Beyond Building“ und ihr Leiter Aaron Betsky vertritt die These, das Bauen behindere und verdunkle am Ende nur die Architektur. Das ist eine erstaunliche These. Denn was ist, wenn das so sein sollte, dann Architektur und was Bauen? Architektur wird hier verstanden als der große Entwurf, die Utopie, die Idee, das radikale Experiment – und Bauen, also die Umsetzung in eine begehbare und bewohnbare Form, ist das, was die Architektur ruiniert. Im Bauen scheitert die Architektur, die große Idee, an Konventionen, an DIN-Normen, an bornierten Bauverwaltungsbeamten, an Materialien, kurz, an der Realität. Man kann von dieser These halten, was man will – zumindest beschreibt sie ein großes Problem der Gegenwartsarchitektur.

Es ist tatsächlich so, dass es mittlerweile eine Architektur gibt, die sich von der Idee des Bauens verabschiedet hat. Diese experimentelle Architektur, etwa das „Embryological House“ von Greg Lynn, will und soll gar nicht gebaut werden. Fragt man den Architekten, in welchen Materialien er diesen Entwurf umzusetzen gedenke, sagt er lächelnd, das sei die völlig falsche Frage. Diese Entwürfe sind fragile Fabelwesen eines Architekturdenkens, das nur im Dunkel der virtuellen Welt existiert. Von den Fragen der gebauten Realität hat sich diese Architektur beurlaubt.

Auf der anderen Seite, und dies ist ein wirkliches Problem, gibt es ein Bauen, das völlig ohne Architektur auskommt.



Man trifft es vor allem in den Vorstädten an, dort, wo die Menschen neunzig Prozent ihrer Zeit verbringen. Viele Menschen ziehen in die Vororte der Städte oder aufs Land, weil sie einen Garten für die Kinder haben möchten, weil sie nach der Arbeit und am Wochenende Ruhe und Landluft genießen möchten. Wenn man an Landleben denkt, denkt man an idyllische Wiesen, an freien Blick, frische Luft, Weite, ein paar locker in die Hügel verteilte Bauernhöfe. Aber wenn zu viele den gleichen Traum haben, dann ist es aus mit dem einsamen Landleben. Wer einmal in die Vororte deutscher Städte fährt muss feststellen, dass es dort ganz anders aussieht: Die Häuser stehen dicht an dicht, das wenige Grün, wegen dem man ja eigentlich aufs Land zog, ist vollgebaut mit Garagen, Geräteschuppen, betonierten Parkflächen. Nun soll ja jeder so bauen, wie es ihm gefällt. Trotzdem ist angesichts dieser lieblosen Versammlung von Putz, Ziegeln und Plastikfenstern, die die Vororte dominiert, die Frage erlaubt: Was wusste derjenige, der für gar nicht wenig Geld diese Wohnkisten hier in die Welt gestellt hat, von Vitruvs drei Prinzipien der Architektur, zu denen neben der Firmitas, der Stabilität, der Utilitas, der Nützlichkeit bekanntlich auch die Venustas, die Anmut, gehört? Was wusste der, der mit solchen hausähnlichen Trostlosigkeiten die vormals schöne Landschaft vollpflastert, von der Rauheit eines Ziegels, von der Glätte des Holzes, von der Schönheit präziser Proportionen, von der Wirkung kleiner Fenster, die einen geborgenen Raum erzeugen, und der großer Verglasungen, die das Haus zur Natur öffnen? Vermutlich nicht allzu viel.

So etwas kommt heraus, wenn ein schlechtes Computerprogramm den Architekten, seinen Blick, seine Vorstellungskraft ersetzt. Was hätte man mit dem Geld auch bauen können, wenn man einen Architekten gehabt hätte!

Nun gibt es Leute, die jetzt sagen: Typisch Architekturkritiker, es muss doch nicht jeder in einem Palladio oder einem Mies van der Rohe wohnen; vielleicht gefällt den Leuten das Haus genauso, wie es da steht. Doch leider haben wir es hier nicht nur mit einem ästhetischen, sondern auch mit einem ökologischen Problem zu tun. Täglich pendeln zigtausende mit ihren Autos aus den Vororten und den zersiedelten Dörfern in die Stadt zur Arbeit. Sie produzieren dabei Unmengen an Abgasen. Weil sie aufs Land gezogen sind, müssen sie jeden Morgen die Landluft verpesten, wegen der sie ja eigentlich die Stadt verlassen haben. Sie tun das nicht freiwillig, sondern weil sie in der Stadt nicht die Wohnungen, die Häuser, die Gärten finden, die sie sich wünschen.

Deswegen ist eine intelligente Architektur - und eine intelligente Baupolitik so wichtig. Denn wenn es gelingt, Häuser zu bauen, die in der Stadt das bieten, was die Menschen in den trostlos verbauten Vororten suchen, nämlich Ruhe, Erholung, ein bisschen Grün vor der Tür: Dann leistet die Architektur einen Beitrag zum Umweltschutz, der über Fassadendämmung weit hinaus geht.

Es gibt solche Ansätze für eine neue, städtische Wohnkultur. In München versuchte der Werkbund, mit einer hoch verdichteten Siedlung mitten in der Stadt all das richtig zu machen, was im Massenwohnungsbau über Jahrzehnte falsch gemacht wurde. Jede Wohnung sollte einen Garten bekommen oder eine Dachterrasse, es sollte Läden und einen Kindergarten mit Schwimmbad in der Mitte des Areals geben. Was hier geplant war, war sozusagen ein abstrahiertes Dorf, mitten in der Stadt.

Warum wurde aus dieser Idee nichts? Die Politik, genauer gesagt, eine rot-grüne Mehrheit im Stadtrat, hat es gekippt – und zwar mit dem Argument, die frei stehenden Wohnhäuser hätten eine schlechtere Ökobilanz als ein klassischer Apartmentriegel. Die Entscheidung zeigt vor allem eins – die Kurzsichtigkeit der mit dem Bauen befassten Politik. Mag sein, dass ein hundert Meter langer Apartmentriegel auf dem Papier



eine bessere Ökobilanz hat als ein paar phantasievolle, mit Gärten und Loggien ausgerüstete Bauten – nur möchten die Leute halt nicht in Riegeln wohnen. Also werden sie vor dem Riegel flüchten in die Vororte, sie werden sich dort mehr oder weniger dicht gedrängte, mehr oder weniger hässliche Häuser bauen, die Landschaft weiter zersiedeln, weiter im Stau stehen.

Warum erzähle ich ihnen das hier, heute Abend? Weil die Baukultur eines Landes nur so gut sein kann wie die Kultur seiner Politiker und Beamten. Es mangelt in Deutschland nicht an guten Architekten. Es mangelt aber oft an Politikern und Verwaltungsbeamten, die auch einmal über eine Norm hinwegsehen können, wenn es um ein neues Bauen geht. Das fängt bei so kleinen Dingen wie den Fensterrahmen an. In Deutschland müssen sie Fensterrahmen verbauen, mit denen Sie einen Grizzlybären erschlagen können. Solche Fensterrahmen machen Sinn in Gegenden, wo die Temperaturen öfter unter minus dreißig Grad sinken, aber nicht hier. Der Vorschriftenirrsinn geht weiter mit den Regelungen, die die Bebauung von Flachdächern in der Stadt verhindern. Zigtausende von ungenutzten Quadratmetern liegen in jeder Stadt brach. Bautechnisch wäre es möglich, hier, auf den ungenutzten Flachdächern, kollektive Gärten, Einfamilienhäuser, Gemüsebeete, Spielplätze zu bauen. Aber es scheitert an einem einmaligen Vorschriftenwirrwarr.

Zur einer neuen Baukultur gehört eine neue Baupolitik, eine Politik der Ermöglichung. Es braucht Politiker, die sich für Architektur, für das, was die Stadt, die gebaute Umwelt sein könnte, interessieren.

Wenn Politiker sich unter Baukultur nicht mehr vorstellen können als ein Friesenhausimitat mit Plastiksprossenfenstern oder ein rekonstruiertes Berliner Stadtschloss, dann wird es für die Baukultur schwierig. Hier müssen aber auch die Architekten Überzeugungsarbeit leisten. Gute Architektur ist schließlich auch immer Verführung zu einem anderen Leben. Gute Architektur sagt: Bleib in der Stadt, in diesem Gebäude, das Dir alles bietet, was Du dir vom Landleben wünschst. Gute Architektur kann auch tendenziell moderne-skeptische Politiker verführen, kann sie überzeugen, dass ein Platz, eine Schule, eine Stadt ganz anders aussehen kann.

Wenn man Architekturzeitschriften liest, hat man das Gefühl, dass unter den Architekten eine eher finstere Stimmung herrscht. Man klagt über Honorarordnungen, boshafte Generalunternehmer, ignorante Bauherren, über die Masse der arbeitslosen Absolventen. Das sind alles ernstzunehmende Probleme, und trotzdem: Es ist eine gute, eine spannende, eine aufregende Zeit für Architekten. Warum?

Zu den großen Herausforderungen unserer Zeit gehört die Ökologie ebenso wie das Problem der sozialen Segregation. Zur Lösung beider Problemfelder ist Architektur wesentlich. Gute Architektur kann Städte verdichten; kann das soziale Miteinander neu organisieren, kann neue Begegnungsorte, neue Schulen erfinden.

Und: Es gibt neue Materialien, mit denen eine neue Ästhetik für diese Aufgaben entwickelt werden kann. Zum Beispiel die Solarenergie. Bisher wurden auf die immergleichen Häuser die immergleichen, meist eher unansehnlichen Solarelemente gepappt.

Eine Solarmoderne, die aus den Chancen der regenerativen Energien eine neue Bau-Ästhetik destilliert, gab es bisher kaum.

Andere Branchen haben die Chancen ergriffen, hier eine neue Ästhetik zu entwickeln. Zum Beispiel der französische Sportwagenhersteller Venturi, der den Solarroadster Astrolab vorstellt. Die Botschaft dieses Autos, wie auch des amerikanischen Elektro-Supersportwagens Tesla, ist vor allem eine: Dass Ökologie



Spaß machen kann. Dass sie aufregend ist. Dass sie nicht nur Verzicht, Einschränkung, Gürtel enger Schnallen, bedeutet – sondern ein neues Lebensgefühl.

Soweit ist die Öko-Architektur noch nicht. Energiesparende Architektur läuft in Fachkreisen unter dem schüchternen Titel "Passivhäuser". Aber möchte man ein "Passivhaus" haben? "Wir haben jetzt ein Passivhaus": Das klingt nach herumliegenden Pantoffeln, nach depressiven Abenden im Kühlen Wohnzimmer, nach einem Haus, in dem nichts los ist, nach einer Entschuldigung: Warum steht denn ihr Haus so traurig auf dem Grundstück? - Ich weiß auch nicht, ist halt ein Passivhaus.

Dass es auch anders geht, zeigt das experimentelle Haus, das der Stuttgarter Ingenieur Werner Sobek gerade in Bayern plant. Man sieht auf den Entwürfen eine gläserne Linse, der Übergang zwischen Boden, Decke und Wand ist fließend. Auf die Außenhülle wird eine dünne, metallbedampfte Glasschicht auflaminiert. Diese Schicht verhindert, dass Wärme entweicht. Dank einer weiteren elektrochromen Folie kann die Hülle abgedunkelt oder vollkommen undurchsichtig geschaltet werden; außerdem sind auf die Hülle Solarzellen aufgedampft, die das Haus mit dem nötigen Strom versorgen.

Die futuristische Linse ist ein Denkgebäude, das zeigt, wie eine selbst versorgende Architektur aussehen könnte. Sie ist ein Beispiel für eine ästhetisch experimentierfreudige und gleichzeitig ökologische Moderne.

Es heißt immer, die Zeit der großen Entwürfe sei vorbei. Warum eigentlich? Ein Blick auf das, was in Europa, in den Vereinigten Staaten und in Asien gebaut wird, zeigt, dass das nicht so ist.

Gerade in den vergangenen Jahren hat sich ein neuer Diskurs über die grundsätzlichen Fragen des Bauens entwickelt.

Diese Fragen lauten: Was kann ein Raum jenseits dessen, was wir kennen, sein? Genauer: Wäre es denkbar, Räume zu schaffen, die jenseits der klassischen Aufteilung in privaten und öffentlichen Raum ein neues, ein anderes soziales Miteinander ermöglichen?

Es gibt viele Beispiele für ein neues Raumdenken, für eine Architektur, die grundlegend neu sortiert, was öffentlich und was privat ist.

Nishizawas Moriyama-Haus in Tokio zum Beispiel ist ein Denkgebäude, ein Radikalexperiment. Genommen ist es eine Stadt aus vielen Mini-Häusern. Auf dem Grundstück, auf dem normalerweise ein einziges Haus entstehen würde, zerlegt Nishizawa einen Bau in zehn Kuben, jeder beherbergt einen Raum. Die Flure dazwischen sind öffentliche Wege. Die Mitglieder der hier lebenden kleinen Gemeinschaft benutzen die öffentlichen Räume gemeinsam und haben gleichzeitig Rückzugskuben, die Privatsphäre garantieren. Das Haus ist nicht nur ein mikrosoziales Experiment, sondern auch die Entsprechung des iPods in der Architektur: die klaren weißen Kuben zeigen, wie auf engstem Raum alles Nötige untergebracht werden kann.

Und schließlich die Stadt: Wie ein neues Raumdenken sich auf den Urbanismus auswirkt, zeigt die Bibliothek von Seattle.

Der Architekt Rem Koolhaas, den man nicht für alles mögen muss, was er gerade zwischen Dubai und China plant, hat hier in Seattle eine Bibliothek gebaut, wie es sie noch nicht gab. In einer Gegend, in der es



nur Straßen und Hochhäuser gibt, ist dieses Gebäude mehr als eine klassische Bibliothek. Es ist ein in die Vertikale gefalteter, mit einem Stahlnetz ummantelter öffentlicher Platz. Über einen Spiralweg, der sich wie ein Wurm durch die Bücher der Bibliothek nach oben frisst, wird die Öffentlichkeit in Höhen gebracht, in der bisher nur privater Büroraum zu finden war. In diesem Gebäude sitzt man wie auf einem öffentlichen Platz – und gleichzeitig so intim wie im Wohnzimmer. Man kann Kaffee trinken oder E-Mails schreiben oder flanieren. Banker kommen hierher zum Mittagessen, Studenten zum Lesen, Schulklassen zum Lernen, ein paar Arbeiter bummeln mit ihren Frauen die Rampe hoch, um den Blick auf die Bucht zu genießen, lesen ein Buch, trinken einen Kaffee.

Das öffentliche Haus wird so auch zu einer sozialen Zentrifuge, die das schafft, was Heeren von Integrationsbeauftragten nicht gelang.

Neben solchen aufwendigen Stadtmaschinen gibt es die Objekte einer neuen Guerrilla-Architektur, die mit beschränkten Mitteln die Städte verändern will. Die Architekten des Berliner Büros "Raumlabor" haben eine aufblasbare Halle entwickelt, die in den unwirtlichsten Gegenden der Stadt aufgestellt werden kann. Diese mobile Architektur wurde unter Autobahnbrücken und in entlegenen Industriegebieten aufgebaut, es wurde in ihr gekocht und getanzt, und sie zeigte, wie wenig es braucht, eine unwirtliche Problemgegend in einen lebendigen städtischen Ort zu verwandeln.

Oder das kleine Haus, das der junge Architekt Jörg Ebers in eine als unbebaubar geltende Nische in Berlin zwängte, weil er eine Lücke in der Bauvorschrift fand: Auch dieses Haus ist ein Beispiel für den Erfindungsreichtum und die Hartnäckigkeit, mit der Architekten zur Zeit die Stadt verdichten, beleben, neu erfinden. Vor gut einem halben Jahrhundert hielt der Philosoph Martin Heidegger seinen berühmten Vortrag mit dem Titel „Bauen Wohnen Denken“. Er kritisierte die technokratische Architektur seiner Zeit und trat für ein Bauen ein, das sich als Gedächtnis der Wohnwünsche der Menschen begreift, als Speicher für das Wissen darum, wie man sich in der Welt verortet.

Vielleicht erkennt man ein gutes Gebäude vor allem daran, dass es Bauen und Architektur wieder zusammen bringt: Daran, dass zu dem von Heidegger geforderten Wissen um die Geschichte des Wohnens und Bauens, die progressive Fähigkeit zur Architektur kommt: die Fähigkeit, sich neue Räume für eine veränderte Gesellschaft vorzustellen, und mit neuen Materialien und Formen auf die Herausforderungen seiner Zeit zu reagieren.

Niklas Maak
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Stand: 10/2008